Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1900

353 (1.8.1900) Badisches Museum, Nr. 61

Visual Library

Badisches Museum

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Beilage der „Badischen Landeszeitung“.

Nr. 61. — Erscheint zweimal wöchentlich. — 1. August. 1900

Vor 30 Jahren.

Das Gefecht bei Saarbrücken,

den 2. August.

÷ Seit dem 28. Juli standen dem ganzen 2. französischen Korps unter General Frossard bei Saarbrücken nur etwa 1500 Mann Preußen gegenüber, nämlich in Saarbrücken das 2. Bataillon des Füsilierregiments Nr. 40 und das rheinische Ulanenregiment Nr. 7. General Frossard verschanzte sich auf den von der Stadt westlich gelegenen Spichererbergen. Die Preußen hatten wegen ihrer großen Minderzahl die sichere Weisung bei etwaigem Vordringen des Feindes zurückzugehen. Im Kriege gilt aber nicht nur die Macht, sondern auch, wie dies schon die Römer übten, die List. So dachte auch der Major v. Pestel von jenem Ulanenregiment. Einmal ließ er seine Ulanen in leinenen Röcken mit farbigen Papierkragen und den Helmen der städtischen Feuerwehr im Gesichtskreis des Feindes vorüberziehen, um diesem glaubend zu machen, es seien Kürassiere; ein andermal paradierten diese Ulanen in den Röcken und Helmen der Infanterie und die Franzosen mußten sie für Dragoner halten. Sicher mußte der Feind zur Annahme der Anwesenheit einer viel größeren Zahl der Preußen gelangen, als wirklich der Fall war. Und thatsächlich den 2. August gegen 10 Uhr ließ General Frossard 23 Feldgeschütze, darunter 6 Mitrailleusen, aufpflanzen und ein mörderisches Feuer gegen die Preußen eröffnen. Eine ganze Brigade marschierte gegen den Repportsberg, Winterberg und St. Arnual, eine andere Brigade gegen den Exerzierplatz, zwei andere Brigaden marschierten rechts davon auf, begleitet von Chasseuren. Preußischerseits stellten sich nur Kompagnien entgegen. Zwei Kompagnien rückten aus Saarbrücken sofort in die Vorpostenlinie, eine Kompagnie besetzt im Laufschritt das „rote Haus“, eine eilt zur Verstärkung zum Winterberge, eine besetzt die Löwenburg und ein aufgelöster Schützenzug und 2 Geschütze empfangen den Feind in der Mitte mit lebhaftem Feuer. Ueberall war es gelungen, dem Feind rechtzeitig entgegenzutreten. Die Preußen verteidigen sich tapfer und nur der ausdrückliche Befehl nötigt sie, zurückzugehen. Auch der Rückzug geschah in vollständiger Ordnung. Gegen die 1500 Mann und 2 Geschütze hatten die Franzosen 12 Regimenter und 23 Geschütze ins Feuer gebracht. Die preußischen Verluste an Toten und Verwundeten waren 4 Offiziere und 79 Mann, die der Franzosen 6 Offiziere und 80 Mann. Die französischen Zeitungen berichteten in der überschwänglichsten Weise von einem großen Siege.

Gegen 11 Uhr war Napoleon mit dem kaiserlichen Prinzen auf dem Schlachtfelde eingetroffen, um Augenzeuge des ersten Sieges zu sein. Er ließ seinem Sohne die Ehre, die erste der so sehr beschrieenen Mitrailleusen in diesem Kriege loszuschießen. Als die Preußen zum erstenmale das Rasseln beim Losschießen dieser neuen Geschütze vernahmen, ließ Hauptmann v. Blomberg seine Kompagnie in freier Aufstellung die Helme schwenken und er brachte ein dreimaliges Hoch auf den König aus. Wieweit das theatralische Gebahren des Kaisers Napoleon bezüglich des Prinzen ging, zeigen einige Sätze aus dem Telegramm an die Kaiserin, welche lauten: „Louis hat die Feuertaufe erhalten. Er war bewunderungswürdig in seinem kalten Blute, nicht im mindesten aufgeregt. Wir standen in erster Linie, Louis hat sich eine Kugel aufgehoben, welche bei ihm niederfiel. Die Soldaten vergaßen Thränen, als sie ihn so ruhig sahen.“

Trotz des Rückzuges ist der 2. August für die preußische Armee ein Ehrentag. Denn an eine ernstliche Aufnahme des Kampfes war nicht zu denken. Die Preußen hatten viel geleistet. Das beste Zeugnis für sie ist die Verwunderung des Generals Frossard, der es garnicht glauben wollte, als er am 3. August Saarbrücken betrat, daß ihm so geringe Kräfte gegenüber gestanden hatten. Die Franzosen drangen nicht weiter vor, obwohl sie ihren Zweck, den des Aufschlusses über die Verhältnisse des Gegners nicht erreicht hatten. Er sollte sich ihnen bald selbst zeigen.

Herzog Alfred und sein Nachfolger.

Der verstorbene Herzog, der zweite Sohn der Königin Victoria und des Prinzgemahls Albert von Coburg, war am 6. August 1844 in Windsor geboren. Seine erste Erziehung erhielt er meist von englischen Lehrern, teilweise (1856—1857) in Genf, wo er auch Unterricht in den fremden Sprachen erhielt. Für den Seemannsberuf bestimmt, bereitete er sich unter der Leitung des Rev. W. R. Jolly auf die Eintrittsprüfung als Kadett vor, die er im Jahre 1858 bestand. Dem Wunsch seiner Eltern entsprechend, war ihm diese Prüfung recht schwer gemacht worden. Zunächst diente er auf der Dampfschraubenfregatte „Euryalus“, dann auf dem Schulschiff „St. George“, auf verschiedenen Stationen der Marine, namentlich im Mittelmeer und in Amerika. Im Jahre 1862, nach dem Sturz des Königs Otto, wurde ihm die griechische Königskrone angeboten, die sein Vater jedoch ausschlug. 1866 bewilligte ihm das Parlament ein Jahresgehalt von 15 000 Pfund, das nach seiner Vermählung um 10 000 Pfund erhöht werden sollte. Als Herzog von Edinburg wurde er im Mai 1866 ins Oberhaus berufen. Im folgenden Jahre erhielt er das Kommando der Fregatte „Galatea“, auf der er zuerst eine Reise nach Australien unternahm, wo er in den verschiedenen Kolonien eine begeisterte Aufnahme fand. Die australische Bevölkerung wurde im höchsten Grade erregt und gab ihrer Anhänglichkeit an das königliche Haus einen lebhaften Ausdruck, als am 12. März 1868 ein Irländer, Namens O'Farrell, bei einem Picknick in der Nähe von Port Jackson (Neusüdwales) einen Pistolenschuß auf den Herzog abgab, der eine leichte Wunde im Rücken erhielt. Der Prinz bereiste in der Folge Ostasien, wobei er vom Mikado empfangen wurde, dann Indien, später Italien. Am 23. Januar 1874 vermählte er sich in Petersburg mit der einzigen Tochter des Kaisers Alexander II. von Rußland, Maria Alexandrowna, und hielt einige Monate darauf seinen feierlichen Einzug in London. Im November 1882 wurde er zum Vizeadmiral befördert und führte mehrere Kommandos, zuletzt als Befehlshaber des Mittelmeergeschwaders, in welcher Eigenschaft er 1888 einen feierlichen Besuch in Spanien machte. 1889 schied er aus der aktiven Marine. Nachdem er bereits im Juni 1888 zum General der Infanterie à la suite der preußischen Armee ernannt worden war, folgte er am 22. August 1893 seinem kinderlosen Oheim Ernst II. als Herzog von Coburg und Gotha. Der Eidesleistung wohnte Kaiser Wilhelm II. bei.

Als regierender Fürst suchte Herzog Alfred durch Nachgiebigkeit und möglichstes Entgegenkommen, sich die Zuneigung seiner Landeskinder in den Herzogstümern zu erwerben. Von je her hat zwischen den beiden Landesteilen eine gewisse Eifersucht bestanden, und mit Spannung wartete jedes der beiden Ländchen auf den Einzug der herzoglichen Familie, das pünktliche Eintreffen der gleichzeitig mitkommenden Theatertruppe und Beamtenwelt. Noch heute streiten sich die beiden Landtage um die noch immer ungelöste Domänenfrage. Während der Berater des Herzogs für Gotha, der Staatsminister Dr. Strenge, ein ehemaliger liberaler Rechtsanwalt, ein ziemlich scharfes Regiment führte, das oft zu hitzigen Verhandlungen in den Landtagen Anlaß gab, bemühte sich Herr v. Wittken in Coburg, um einen aktuellen Ausdruck zu gebrauchen, „sein Gesicht zu wahren“, d. h. die von den coburgischen Landtagsabgeordneten tapfer verteidigte Selbständigkeit des Herzogtums auch seinen Ministerkollegen gegenüber zu behaupten. Zwischen den Vorschlägen dieser beiden Ratgeber hat der Herzog jederzeit mit klugem Maßhalten zu wählen verstanden. Obgleich die Thatsache, daß Herzog Alfred mehr Engländer als Deutscher war, manches Unterthanenherz zu Anfang gegen ihn eingenommen hatte, hatte die

Art und Weise, wie die herzogliche Familie sich gab, doch bald zur Folge, daß die Zuneigung zu ihr von Jahr zu Jahr wuchs. Der Herzog selbst zeigte sich in der Oeffentlichkeit ungezwungen, er ging oft ohne Begleitung über den Marktplatz seiner Residenzen, seine Gemahlin war die Seele aller Wohlthätigkeitsveranstaltungen, und die Hochzeiten der Töchter des herzoglichen Paares gaben den Coburgern manchen Anlaß zur Freude.

Die Abberufung von der englischen Heimat hat dem Herzog keine Freude gemacht, wohl aber der Herzogin, die sich in England niemals wohl fühlte und mit ihren Schwägerinnen, den Töchtern der Königin sowohl, wie den Gemahlinnen ihrer Söhne sehr schlecht stand. Als russische Zarentochter und Kaiserliche Hoheit hatte sie am englischen Königshof den Vortritt vor der Gemahlin des Thronfolgers beansprucht, und es bedurfte mehr als einmal des Machtspruchs der aufs höchste verdrossenen Königin, um die kleinen Händel der hohen Damen zu schlichten, die in den englischen Gesellschaftsblättern gerade wie ihre neuesten Toiletten jeweils mit echt britischer Ungeniertheit besprochen werden.

Der jetzige Herzog Karl Eduard von Sachsen-Coburg und Gotha ist sonderbarer Weise der am wenigsten Begünstigte unter den zahlreichen Enkeln und Urenkeln der Königin gewesen. Er wurde in Eton erzogen und kam recht selten ins Schloß nach Windsor, wo die Kinder der verwittweten Prinzessin Beatrice und des in hoher Gunst bei der Königin stehenden Prinzen von Battenberg, die Bevorzugtesten sind. Zu Gunsten dieses Prinzen aus der unebenbürtigen Ehe des verstorbenen Prinzen Alexander von Hessen mit der Gräfin Hauke, hat die Königin sogar schon sondiert, ob seine Nachfolge in Darmstadt nicht in Betracht kommen könne, falls Großherzog Ernst Ludwig ohne männliche Leibeserben bleibt. So sehr die Engländer über die „german princelings“ spötteln, die „armen“ deutschen Verwandten der Königin, so praktisch sind sie, wenn es sich um Erwägung der Konsequenzen handelt, die solche Verwandtschaft mit sich bringt. Herzog Karl Eduard ist von seiner Mutter, die sich ebenfalls keiner besonderen Gunst am englischen Hofe erfreute, treulich behütet worden. Sein Oheim König Wilhelm von Württemberg, dessen erste Gemahlin die Schwester seiner Mutter und der Königin Emma der Niederlande war, interessiert sich besonders für den jungen Herzog, dessen empfänglichem Gemüt hoffentlich gerade jetzt in den, bis zu seiner Volljährigkeit entscheidenden Jahren, eine durchaus deutsche Gesinnung eingepflanzt wird. Mit der freudelosen Jugend ist es jetzt vorbei und der oft bei Seite gelassenen Herzogin Witwe von Albany werden jetzt die Ehren erwiesen, die ihr als Mutter und Erzieherin eines deutschen Bundesfürsten gebühren.

Vom König Humbert.

Die Lebensgewohnheiten des Königs Humbert waren seit jeher die denkbar einfachsten. Der Monarch schlief selten mehr als fünf, sechs Stunden, und zwar aus dem Grunde, weil ihn seit Jahren ein schweres Asthma, verbunden mit einem schlecht geheilten Bronchialkatarrh quälte. Nachdem er sich erhoben, trank er eine halbe Tasse schwarzen Kaffee und nahm sofort eine kalte Douche oder, wenn er sich etwas unwohl fühlte, ein lauwarmes Bad, an das sich ein viertelstündiger Ritt im Garten des Quirinals anschloß. Es folgte das erste Frühstück — Bouillon mit Ei und Fleischspeise — und ein etwa eine Stunde währendes liebevolles Besichtigen und Begießen der Blumen auf der Terrasse — eine Beschäftigung, bei der die Bewohner der nahen Via Dataria den mit dem Schlafrock bekleideten König oft genug beobachten konnten. Dann empfing der Monarch in seinem Arbeitszimmer den auch mit der Verwaltung des königlichen Hauses betrauten Generaladjutanten Ponzo-Vaglia, mit dem er Abrechnungen prüfte oder eifrigst arbeitete. Gegen 11 Uhr begab sich König Humbert wieder auf die Terrasse, wo er die von den Sekretären mit Blau- und Rotstift markierten Zeitungen las, und zwar namentlich in Hinsicht auf die Chronik der Unfälle, wo es lindernd und helfend einzugreifen galt. Auf dem Rand bemerkte er dann mit Anilinfeder, in welcher Weise und mit welchen Summen (von 100 bis 10 000 oder gar 50 000 Lire) vorzukehren sei. Von 12 bis 1 Uhr Lunch „en petit comité“ mit einem dem Geschmack des Koches überlassenen Menu; der König trank beim Lunch wie bei allen Mahlzeiten nur Eiswasser. Bloß bei der Hauptmahlzeit, des Abends, genehmigte er mitunter ein halbes Gläschen alten Rotwein aus Piemont. Die Zeit von 1 bis 4 Uhr war dem Empfang aller möglichen Persönlichkeiten gewidmet; um 4 Uhr ließ der König anspannen (er selbst überbrachte die Ordre nach den Stallungen und gab im letzten Augenblick erst das Ziel der Spazierfahrt an), und dann ging es entweder nach dem „Viale Parioli“ vor der Porta del Popolo, nach der Villa Borghese oder sonstwohin in die Campagna Romana. Immerhin war der König seit dem Attentat Acciaritos vorsichtiger geworden; er fuhr seitdem nur in dem hochgebauten, von ihm selbst gelenkten Phaëton aus, wo ihn so leicht kein Mörderdolch erreichen konnte. Nach der Rückkehr kurze Durchsicht der eingelaufenen Korrespondenzen und Telegramme, worauf der König die Königin zum Diner abholte, zu dem gewöhnlich ein Dutzend Gäste geladen war, und dem eine musikalische Unterhaltung oder dergleichen zu folgen pflegte. Der König zog seinerseits eine Partie Billard, Schach oder auch Karten vor, wie er denn kein Freund der Musik und insbesondere nicht des Theaters war. Wenn man — äußerte er — den ganzen Tag König sein muß, so darf man wenigstens abends seinem Privatvergnügen leben. König Umberto war, genau wie sein Vater, ein großer Sportsmann, machte gern Bergpartien und war leidenschaftlicher Jäger. In seiner Domäne in Castel Porziano unterhielt er sich außerdem häufig damit, im Schweiße seines Angesichts Sand aufzuladen und auf die schüchternen Einwände des Arztes meinte er, das bekomme ihm tausendmal besser als alle Rezepte und Arzneien. Bekannt ist, daß der König einmal seinem früheren Leibarzt Dr. Saglione, der ihm bei einer schweren Erkältung abends Pulver verschrieben hatte, am andern Morgen, als der Arzt, vom Zustande des Monarchen befriedigt, riet, der Kranke möge mit dem Pulver fortfahren, mitteilte, er habe die Arznei in den — Kamin geworfen. Des Königs Abneigung gegen Aerzte und Arznei war unbesiegbar; dies hatte aber auch seine Schattenseite, wie denn die seit Jahren anhaltenden Hustenanfälle und Atmungsbeschwerden nicht radikal bekämpft werden konnten. Deshalb die Schlaflosigkeit, die den König so häufig quälte. Gut bekam ihm indessen, daß er seit Jahr und Tag allen alkoholischen Getränken, sowie dem Cigarrenrauchen Fehde geschworen. Der König hatte mit seinem Vater nur wenige Eigenschaften gemein und vor allem die geradezu ungezügelte Lust, zu rauchen. In allen anderen Genüssen mäßig bis zur Asketik, hatte der König seine Vorliebe für starke Cigarren allmählich bis zu dem Grade ausgedehnt, daß das ganze Nervensystem erschüttert ward und sich seine asthmatischen Beschwerden einstellten, die auch die Gesundheit auf's äußerste in Mitleidenschaft zogen. Kein anderes Mittel konnte da helfen als die Enthaltsamkeit vom geliebten Tabak, und diesen Rat erteilte denn auch der Leibarzt dem Monarchen, freilich ohne sonderliche Hoffnung, daß der hohe Patient denselben befolgen werde. Allein König Humbert erklärt bündig und rundweg: „da oggi non fumerò più un solo zigaro!“ (von heute ab rauche ich keine einzige Cigarre mehr), und er hat dieses Wort auch in vollster Weise gehalten; eine Bekehrung, die hauptsächlich den unablässigen Bitten der Königin zu danken war. Nur ab und zu steckte sich Umberto nach Tisch eine türkische Cigarette an, die er als sparsamer „pater familias“ in einem Röhrchen à 10 Centimes rauchte, das er sich jeweilig vom nächsten Tabaksladen holen ließ. König Umberto hatte sich bekanntlich sehr gut erhalten, er war von stattlichem Aeußern, nur daß er völlig ergraut war. Vergebens suchte die Königin ihn zu bestimmen, sich doch Haare und Schnurrbart zu färben, wie weiland Victor Emanuel; der König wollte davon nichts wissen. Da ließ sich die Königin Margherita das allerfeinste Haarfärbemittel aus Paris kommen, und eines schönen Tages fand Umberto ein säuberlich verpacktes Flacon samt Gebrauchsanweisung auf seinem Toilettetisch stehen. Nun hatte die Königin einen wunderschönen schneeweißen Pudel. Wie erstaunt war sie aber, als ihr vierfüßiger Freund sich kurz darauf mit rabenschwarzem Fell bei ihr einstellte. „Wer hat Dich so zugerichtet, armer Tropf?“ rief Königin Margherita aus und schlug die Hände zusammen. — „Und Dein Mann“ — unterbrach sie der König lachend — „hätte sich so zurichten lassen sollen?“ Von da an drang Margherita nicht weiter auf die Anwendung von Schönheitsmitteln.

Seit der König zum Chef des hessischen Husaren-Regiments Nr. 13 ernannt worden, hat er auf seinen Berliner Besuchsreisen stets in Frankfurt Halt gemacht, um dieses Regiment, das die Namenschiffre „U“ auf der Achselklappe trägt, zu besichtigen. Auf seine Verwendung hin hat der Kaiser das Regiment, dessen Versetzung nach Saarburg bereits beschlossen war, in der Garnison Frankfurt belassen. In seiner ganzen Erscheinung machte der König den Eindruck eines Mannes, der seinen Beruf nicht leicht nimmt und wenig Freude daran findet. Der Ernst seiner Natur wich am wenigsten von ihm, wenn er gezwungen war, in die Oeffentlichkeit zu treten. Aber einmal haben ihn doch die Berliner herzlich lachen sehen. Das war, als er das letztemal die deutsche Reichshauptstadt besuchte. Festlich empfangen, wurde er von der Hofschauspielerin Frau v. Hochenburger als „Berolina“ mit einem schwungvollen italienischen Gedicht begrüßt, und als er auf seine naheliegende Frage: „Parlate italiano, Signora?“ die überraschende Antwort: „No, Signore!“ erhielt, erlag er der Komik der Situation. Auch am andern Tag wird der König gelacht haben, wenn er etwa die Berliner Blätter gelesen hat.. In die gesamte hauptstädtische Presse war die hochwichtige Reporternotiz übergegangen, daß der König sich bei Frau v. Hochenburger mit einem „molto grazie“ bedankt habe. Auf deutsch heißt das „Vielen Dank“. Ein gut Teil der Berliner Blätter aber übersetzte „Viel Anmut“ und faselte umständlich über die Galanterie des Königs, der weiter nichts, als die alltäglichste Redewendung gebraucht hatte.

Joh. Seb. Bach.

Am 28. d. M. wurde die 150. Wiederkehr des Todestages Johann Sebastian Bachs von der musikalischen Welt gefeiert. Ueber die monumentale Bedeutung Bachs als schaffender

Tonkünstler nur in kurzen Worten zu reden, ist in Anbetracht der Vielseitigkeit und Größe einer solchen Kunst fast unmöglich. Immerhin dürfte in dieser Hinsicht das Rust'sche Gesamturteil vielleicht das zutreffendste sein.

„In allen seinen Werken, von den großartigsten und umfangreichsten an bis hinab zu den engen Kreisen kleiner musikalischer Gebilde behauptet Bach seinen unvergänglichen Ruhm als der erhabene Vertreter des Innerlichen und Geistigen in der Kunst, als der kühnste und mächtigste Herold der Idee im Kunstwerke. Die hohe kontrapunktische Kunst, die den Ausführenden und Hörer in die labyrinthischen Gänge der ausgebildetsten Polyphonie führt, die Meisterschaft der Arbeit wie der organischen Entwickelung, an und für sich des Studiums wert und lohn- und genußbringend, dienen seinem Streben nur als Mittel zum Zwecke; den Stoff zu durchgeistigen. Das rein Technische kann deshalb keineswegs das Hauptverdienst Bachs genannt werden. Dieses ruht nicht ausschließlich in der kunstreichen Form, die er allerdings beherrschte wie keiner vor und nach ihm, und in der er sich vollkommen natürlich aussprach, sondern in dem edlen, freien und hohen Geiste, der im mächtigen Fluge seine Empfindungen schalten und walten läßt und bald die Saiten eines bestimmteren Gefühls anschlägt, bald wieder sich über das beschränkte Affektleben in die unbeschränkten Gefilde freien Tonspiels erhebt. Tiefer sittlicher Ernst, der selbst scherzhafte Gebilde verklärt, ist der Grundinhalt seiner Musik; ihm fügt sich die ästhetische Schönheit gleichsam wie von selbst harmonisch an. Nur eine solche Kraft, eminent in Gedankentiefe, eminent in Ausdrucksweisen, vermochte über so kolossale Strukturen und riesige Verhältnisse zu herrschen, wie er sie entwickelt und namentlich in seinen großen, aus innigster, glaubensfester Frömmigkeit geschaffenen Kirchenwerken aufgebaut hat."

In der „Tägl. Rdsch." wurde aus Anlaß des jetzigen Gedenktages folgende „Ehrentafel für Joh. Seb. Bach" veröffentlicht:

„Bach ist der Erste aller deutschen Künstler, von dessen Werken nur mit Entzücken, von Einigen nur mit heiliger Anbetung gesprochen werden darf . . . Die Erhaltung des Andenkens an diesen großen Mann ist nicht bloß Kunst-Angelegenheit, sie ist National-Angelegenheit."

Joh. Nik. Forkel („Ueber Joh. Seb. Bachs Leben, Kunst und Kunstwerke", erschienen 1802).

* * *

„Nicht Bach, Meer sollte er heißen!"

Beethoven.

* * *

„Mir ist es bei Bach, als ob die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte, wie sich's etwa in Gottes Busen kurz vor der Schöpfung mag zugetragen haben." Goethe.

* * *

„Das wird bald selbst der Gleichgültigste zugestehen, daß diejenige Macht, die Quelle und Grundlage solch erstaunlicher Kunstschöpfungen sein konnte, eine erhabene und verehrungswürdige sein muß. Es führt auch durch die Kunst ein Weg zur Kirche, nicht nur umgekehrt." Ph. Spitta.

* * *

„Ich werde menschenfeindlich, also wollen wir von Seb. Bach reden."

F. Mendelssohn-Bartholdy
(in einem Briefe an Franz Hauser).

* * *

„Das Tiefkombinatorische, Poetische und Humoristische der neueren Musik hat seinen Ursprung zumeist in Bach. Die sogenannten Romantiker stehen Bach weit näher als Mozart, wie ich selbst tagtäglich vor diesem Hohen beichte, mich durch ihn zu reinigen und zu stärken suche."

Rob. Schumann.

* * *

„Lassen Sie die Bach'schen Choräle Ihr Morgen- und Abendgebet sein, denn sie enthalten das ganze musikalische Evangelium." Rob. Franz.

* * *

„Bach's Musik darf man nur in demutsvoller Hingabe nahe treten — sonst kommt nun und nimmermehr was Gescheites dabei heraus!" Rob. Franz.

* * *

„Man muß ja nicht glauben, die momentane, langweilige Korrektheit beim Vortrage Bach'scher Stücke hieße klassisch. Bach, wie alle andern Meister, muß man zuerst richtig spielen, dann schön, dann interessant." H. v. Bülow.

* * *

„Bach ist der Tripelextrakt der Musik. Wenn alle Meisterwerke der Musik verloren gingen und das „wohltemperierte Klavier" bliebe uns erhalten, so könnte man daraus die ganze Litteratur wieder neu konstruieren." H. v. Bülow.

* * *

„Will man die wunderbare Eigentümlichkeit, Kraft und Bedeutung des deutschen Geistes in einem unvergleichlich beredten Bilde erfassen, so blicke man scharf und sinnvoll auf die sonst unerklärlich rätselhafte Erscheinung des musikalischen Wundermannes Sebastian Bach." Richard Wagner.

* * *

„Als ich Bach hörte, dieses trotzige, starke, mächtige Fortschreiten und Aufbauen — dieses Zurücklassen selbst des Mysteriums unter sich in emportürmender Kraft — dieses seltene Quellen seelischen, neuartigen, eigenen Reichtums ohne alle Ration, frei von allen kleinlichen Nebengefühlen und Gefühlchen, nur das Innerste, Notwendige, nur die Urmächte wiederspiegelnde Walten des Geistes — da dacht' ich: könnt' ich das oft haben, dieses stählerne Bad, das alles Dürftige, Kleine, Nebensächliche, Zufällige, Eitele herauswaschen kann aus uns und allein das Diamantharte in uns lebendig macht!" Karl Hauptmann.

Von der Guillotine und vom Scheiterhaufen zum Denkmal!

‡ **Paris**, 31. Juli.

Nunmehr hat auch Lavoisier, wie ihm reichlich gebührt, sein Denkmal in Paris erhalten, und bei dieser Enthüllung hat selbst der Unterrichtsminister Leygues nicht verfehlt, ohne Furcht vor Clemenceau und den Anhängern seines Prinzips, daß die große Revolution „en bloc" genommen, verherrlicht und allen Geschlechtern als leuchtender Beginn des neuen freien Menschentums vorgehalten werden soll und daß an keine ihrer Perioden der Maßstab der Kritik gelegt werden darf, die Schreckensmänner, die den großen Chemiker der Guillotine auslieferten, nicht nur als Verruchte, sondern auch als verstockte und verbohrte Dummköpfe zu bezeichnen. Lavoisier ist die elfte der historischen Persönlichkeiten, die durch Feuer, Schwert, Guillotine oder Flinte hingerichtet, bis jetzt der Ehre eines öffentlichen Denkmals in Paris gewürdigt worden sind.

Außerdem stehen drei Männer, in Erz gegossen, in der französischen Hauptstadt, die dem Fanatismus und Volksbewegungen zum Opfer gefallen sind. Vom Pont Neuf grüßt hoch zu Roß der „Roy galant" Heinrich IV., der von Ravaillac den Todesstoß ins Herz erhielt, zu dem Volke hinunter, das trotz aller republikanischen Gefühle und Ueberlieferungen diesem Könige ein überaus sympathisches Interesse bewahrt hat. Im Schatten der protestantischen Oratoire-Kirche starrt der Admiral Coligny, düster sinnend nach dem Louvre hinüber, von dem aus in der grausigen Bartholomäusnacht, einem der verruchtesten Schandmale, das die Geschichte aller Länder und aller Religionen aufzuweisen hat, die hinterlistigen Schüsse auf ihn und seine strengen und treuen Hugenotten abgefeuert wurden.

Hoch zu Roß sitzt auch der Zunftmeister Etienne Marcel in erzgegossener Ruhe am Stadthause da, wie gerüstet zu neuer Abwehr der Volksmassen, die seinerzeit in blinder Wut sich auf ihn stürzten und ihn töteten. Von den elf zum Tode Verurteilten und auf gerichtliche Entscheidungen eines gewaltsamen Todes gestorbenen Personen, die in Paris durch Monumente verewigt sind, haben neun eigene Bildsäulen erhalten, während an zwei andere eine Sühnekapelle mahnt. Wer weiß nicht sofort, daß diese letzteren Ludwig XVI. und Marie-Antoinette sind, deren melancholische Schatten aus den ernsten, von dunklem Laub und Epheu bedeckten Hallen an stillen Abenden hervorzuschweben scheinen.

Die anderen aber bestehen aus fünf Guillotinierten, zwei Verbrannten, einem Erschossenen und einem Verurteilten, der sich vor der unersättlichen Guillotine durch Selbstmord rettete. Dieser letztere war der bekannte Gelehrte Condorcet. Der unglückliche Philosoph hatte den Mördern der Revolutionsregierung, dem Konvente, die Wahrheit ins Gesicht zu schleudern gewagt: „Eine Verfassung, die keine Bürgschaften für die bürgerliche Freiheit bietet, ist von Grund aus fehlerhaft." Er war deshalb angeklagt worden und hatte sich in die Wälder von Clamart bei Paris geflüchtet, um schließlich in Bourg-la-Reine, als er in seinen geliebten Horaz versunken war, abgefaßt zu werden. Als keine Rettung mehr möglich war, nahm er das Gift, das er in seinem Ringe verborgen stets bei sich trug, und entzog sich so seinen Henkern.

Danton hat ferner sein Standbild auf dem Boulevard Saint Germain, der ungestüme Gewaltmensch, dessen starken Nacken Robespierre den Meistern der Guillotine auslieferte. Auch der Freund des gewaltigen Tribunen, der mit ihm gleichzeitig das Schaffot bestieg, Hérault de Séchelles ist durch ein Denkmal im Stadthause geehrt worden. Danton hatte den Henker gebeten, ihn vor dem Tode Séchelles noch einmal umarmen zu lassen. Auf die Weigerung des Mordinstrumentes Robespierres hatte dann Danton ruhig geantwortet: „Du wirst immerhin nicht verhindern können, daß unsere Köpfe bald in dem Korbe (am Fuße der Guillotine) sich küssen werden." Neben Séchelles sind Roland und seine idealistische Gattin im Stadthause verewigt, jenes klassisch erhabene Paar, dem selbst die Todfeinde der Republik und der Revolution ihre Hochachtung und ihre Sympathieen nicht versagten. — An anderer Stelle erhebt sich ein Standbild Bailly's, des Maires von Paris, der die heulenden Massen, die nach der Rückführung Ludwigs XVI. nach Paris von seiner verhängnisvollen Flucht seinen Wagen umringten und seinen

Tod verlangten, auseinandertreiben ließ und deshalb als Verdächtiger guillotiniert wurde. „Du zitterst, Bailly?“ höhnte grinsend eine der Guillotinehyänen, als der wackere Mann zu dem Schaffot geführt wurde. „Ja, aber vor Frost“, erwiderte Bailly. — Der Marschall Ney hat sein Denkmal an der Stelle, wo er nach einem von allen Kriegern und Ehrenmännern als schändlich gebrandmarkten Erkenntnisse eines feilen und unterwürfigen Staatsgerichts erschossen wurde, und die verbrannte Retterin Frankreichs, Jeanne d'Arc, und der gehängte und gleichfalls verbrannte Freidenker Dolet stehen in Erz gegossen an der Place des Pyramides und am Boulevard Saint Germain warnend und trotzig da!

Mode-Neuheiten.

Von Wilma von G.

Es sind viele Kleinigkeiten, die zusammengenommen ein Großes ausmachen. Sie erhellen das Leben oder verdunkeln es, sie beherrschen unser Dasein ganz und gar. Auch in der Mode sind die Kleinigkeiten nicht zu unterschätzen, denn sie vermögen den Charakter einer Toilette vollständig zu verändern. Wer mit aufmerksamem Blick die Fülle der Modeneuheiten mustert, deren jede einzelne im Grund nur eine Kleinigkeit ist, der wundert sich kaum über ihre Macht. Wenn wir klug sind, können wir sie uns dienstbar machen. Wir finden beispielsweise in ihnen im Herbst das beste Hilfsmittel zur Auffrischung unserer Toilette, wenn wir mit verbrauchten Roben, verblaßten, geknickten und chiffonierten Hüten von unseren Sommerreisen zurückkommen. Betrachten wir also heute einen Teil derjenigen Kleinigkeiten, die uns helfen können, mit frischen Toiletten die kritische Zeit des Altweibersommers mit Ehren zu bestehen, und wählen wir uns das Passende für unsere Zwecke aus. Da ist in erster Linie unser Reitkleid. Vom besten Stoff, im soliden englischen Schnitt, hat es am wenigsten gelitten. Es ist weder verblichen, noch zerknittert, wie die vergänglicheren Roben aus leichteren Stoffen, aber wir haben uns müde daran gesehen und es könnte für unser durch die Eleganz der Badetoiletten verwöhntes Auge eine Auffrischung vertragen, wenn es noch als Straßenkleid mitgehen soll. Hier und da, namentlich am unteren Rande und an der Vorderbahn, ist auch ein Fleck oder eine verbrauchte Stelle zu verdecken. Es ist von einer hellen Olivenfarbe, zu der keine Borte recht passen will. Versuchen wir es also mit einem weißen Tuchstreifen. Wir setzen ihn in einer Breite von etwa 4 cm und in einem Abstand von 5—6 cm vom unteren Rande des Rockes rundum bis an die Seitennähte der Vorderbahn, lassen den Streif da in die Höhe steigen, auf der Hüfte sich in einer Rundung seitwärts biegen und führen ihn, nachdem er da eine zugespitzte Figur gebildet hat, nach hinten, wo er entweder unter der breiten Falte verschwindet oder auf dem glatten Rocke rund verläuft. Das kleine Jacket besetzen wir in entsprechender Weise und wiederholen auf dem Oberärmel eine ähnliche, kleinere Figur wie auf der Hüfte. Die jetzt vollständig abgenützte Seidenbluse, die wir im Sommer zu diesem Jacket getragen haben, ersetzen wir durch ein modernes Blusenchemisett aus Waschseide. Wir bedürfen dazu 1½ m Stoff von 80 cm Breite und 4 m Valenciennes-Einsatz von 4 cm Breite, mit dem wir die obere Hälfte der Vorderteile schräg gekreuzt besetzen. Der Stehkragen wird ebenfals mit Einsatz verziert und mit spitzengarnierten Ueberfallteilen ausgestattet. Wenn wir die Mühe nicht scheuen, können wir hinter den Einsätzen den Stoff wegschneiden, damit dieselben à jour erscheinen, doch wird bei vorteilhaft gewählter Farbe der Waschseide der glatt aufgesetzte Einsatz gleich gut aussehen. Statt des Chemisetts würde auch eine abstehende zweireihige Weste, die man dunkel, mit farbigen Pünktchen durchwebt, trägt und mit runden Glasknöpfchen ausstattet, sehr gut aussehen. Ein Einsatz aus plissiertem Battist mit hohem Stehkragen und einer kleinen Kravatte müßte diese Weste vervollständigen.

Zur Verbesserung einer etwas mitgenommenen Taille dient der Bolero. Er kann sehr kostbar sein, aus Passementrie, Pointe lace-, Guipure- oder Luxeuilspitzen bestehen, ist aber auch durch eine kunstfertige Handarbeit ohne viel Kosten wirksam herzustellen. Junge Damen verbinden mit dem Bolero sehr vorteilhaft den hohen, drapierten Gürtel mit langen, ausgefransten, seitwärts herabhängenden Enden, den man in der Regel aus farbiger Suhrah fertigt. In einer zur Kleiderfarbe stimmenden oder mit ihr angenehm kontrastierenden Farbe kann er viel dazu beitragen, den Eindruck der ganzen Toilette zu heben und im Verein mit dem kurzen Jäckchen einer etwas abgetragenen neue Frische zu geben. Auch ein Bolerojäckchen, aus schwarzem Tafft und Guipureeinsätzen zusammengesetzt, dient diesem Zweck und wird auf Tailleurkleidern gern getragen. In der Form ist der Bolero sehr kapriziös, denn während er oft die Figur im Rücken nur bis zur Hälfte der Taille deckt und überdies nicht selten ausgeschweift erscheint, steigt er vorn bis über die Taillenlinie hinab, bald in Stolaenden verlaufend, bald als Fichu mit gekreuzten Enden sich der Figur anschmiegend, paßt sich ihr aber ebenso gern als abgerundetes Jäckchen an. — Spitzen aus Frivolitäten-Arbeit, aus schwarzer oder Crêmeseide, wohl auch aus feinstem Leinengarn gehäkelt, bieten ferner dem Privatfleiß jeder jungen Dame ein weites Feld zur Verbesserung ihrer Toilette. Als Neuheit in diesem Genre erscheint feinste Filetguipure als Kleiderbesatz. Sie tritt als Einsatz auf, mit dem man einen breiten Volant mit dem Rocke verbindet, den man der blusigen Taille über dem Gürtel aufsetzt und als Stege epaulettartig über die Schultern legt. In modernster Weise kann man die Guipure auch aus dem halblangen Stoffärmel hervortreten lassen, einen weiten, an der Hand geschlossenen Unterärmel darstellend. — Sehr beliebt und für den Zweck der Restaurierung einer Toilette besonders geeignet ist die fächerartige Garnierung der Röcke, welche dem alten, engen Rocke die nötige Weite verleiht, ohne die obere enge Form zu verändern, die für jugendliche Gestalten so kleidsam ist. Man wählt in der Regel für die einzusetzenden Fächer abstechende, aber nicht schreiende Farben, für ein weißes Wollkleid z. B. pastellblauen, goldgelben oder altrosa Tafft, und bringt die Taille durch Stehkragen und Gürtel oder auch nur durch passend angebrachte Schleifen in Harmonie mit dem Rock, sodaß die Toilette nicht nur erfrischt, sondern fast ganz neu erscheint. — Helle Toiletten garniert man gern mit schmalen, schwarzen Tafftbändchen und verbindet damit einen nicht allzubreiten, schwarzen Tafftgürtel und kleine Tafftmanschetten. Eine besondere Vorliebe für Goldstickerei und Goldknöpfchen ist gerade in Verbindung mit diesen schwarzen Tafftbesätzen zu verzeichnen. Helle Seidengazes, Seidenmusseline und Crême de Chines, die sich sehr zur Vervollständigung eleganter Toiletten eignen, zeigen als Neuheit auf elfenbeinfarbigem Grunde große, matt-farbige Blumen- und Rankenmuster von außerordentlicher Schönheit. Von ganz besonderem Effekt sind indeß weiße Blumenmuster auf zart-farbigem Grunde, auf silbergrau, beige, malvenfarbe, hellblau, wassergrün. Diese Stoffe werden sowohl zu ganzen Toiletten, wie auch zu bauschigen und plissierten Einsätzen, drapierten Gürteln und Kragen verarbeitet. Eine große Rolle spielt der gestickte oder Spitzen-Vorärmel. Er wird immer mit einem Handbändchen geschlossen, das oft aus einem Geflecht aus Gold- oder Silberlitze besteht und von dem wieder eine volle, duftige Spitzengarnitur auf die Hand fällt. Wer noch Toilettenschätze aus Großmutterszeiten hat, wird diese Modelle von alten, gestickten Vorärmeln in Verbindung mit kostbaren, vergilbten Spitzen sicher noch darunter finden.

Sobald wir unsere Toiletten für die sonnigen Oktobertage auf eine oder die andere Art wieder erneuert haben, bedarf es derselben Sorgfalt für unsere Hüte. Denn davon abgesehen, daß sie wirklich einer Auffrischung bedürfen, verlangt die Mode in diesem Jahr mehr denn je eine Uebereinstimmung des Hutes mit dem Straßenkleid. Meistens hat die Krämpe des großen Hutes gelitten. Man sucht sie nach Abtrennen der Hutgarnitur zunächst möglichst grade zu biegen und bügelt sie unter Auflegen eines nassen Tuches auf der linken Seite. Dann biegt man sie nach irgend einer Seite auf, womöglich in anderer Weise als vorher. Hierauf füttert man sie mit glattem oder kulissiertem weißem, schwarzem oder zartgefärbtem Tüll oder Seidenmusselin und setzt, falls der Rand etwas gelitten hat, eine dicht plissierte Rüsche des Futterstoffes dagegen. Eine einfachere Art der Aufarbeitung der Krämpe eines Strohhutes geschieht mit Strohborten. Man versieht z. B. einen schwarzen Hut mit einer weißen oder rosa Krämpe, die man aus kleinen Börtchen zusammennäht, oder man besetzt die alte Krämpe in bestimmten Zwischenräumen mit andersfarbigen schmalen Schrägstreifen aus Strohbörtchen. Dann erneuert man die Garnitur, sei es durch Aufkräuseln der Federn, Aufdampfen und Aufbiegen der Blumen, Wenden oder Waschen der Schleifen oder durch einen einfachen neuen Ausputz. Wir machen dabei auf die große Beliebtheit der schwarzen Blumen (Mohn, Chrysanthemen, Veilchen, Rosen, Stiefmütterchen) aufmerksam, die mit farbigen Bändern eine chike Garnitur bilden, die sich ganz besonders für die Herbsttage eignet. Bei kleinen Toques hilft oft ein frischer Blumentuff, ein chiker Federstutz, ein flottes Arrangement aus Gaze oder Band.

Für die kühlen Herbsttage sind als Neuheit schottische Stoffe erschienen, die, in sehr matten Farben karriert, für Tailleurkostüme bestimmt sind. Ihre große Weichheit, die ihren wärmenden Charakter verrät, ist ihre beste Empfehlung. Elegante, hellfarbige, kurze Capes mit Gazegarnituren, Besatz von farbigen Bordenstickereien, lassen die Taille ganz frei und werden als wärmende Hüllen gern von der Jugend benutzt. Wärmere praktische Herbstmäntel aus Tuch für Frauen haben Kapuzen und sehr weite offene Aermel und erinnern damit an verklungene Moden der 50er und 60er Jahre. Sie werden dadurch mancher älteren Dame anheimelnd erscheinen.

Bücher und Zeitschriften.

*Paul Heyse, Der Schutzengel. Ludwig Fulda, Die Hochzeitsreise nach Rom. Rudolf Stratz, Samum. A. Nosl, Didiers Braut. E. Lenbach, (E. Muellenbach), Auf der Sonnenseite. Leipzig. (Ernst Keils Nachfolger, G. m. b. H.)

Verantwortlicher Redakteur: Felix v. Eckardt in Karlsruhe. Druck und Verlag der Badischen Landeszeitung, G. m. b. H., in Karlsruhe.